

Zitierhinweis

Kreuter, Peter Mario: Rezension über: Lothar Höbelt, Franz Joseph I. Der Kaiser und sein Reich. Eine politische Geschichte, Wien: Böhlau, 2009, in: Südost-Forschungen, --, 68 (2009), S. 657-660, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/f4c7c23a7b0fa4d3857112b524e01c59>



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Verdienste, die sich die Jesuiten Fulvio Cordignano und Giuseppe Valentini durch ihre Arbeiten zur Erforschung der albanischen Geschichte erworben haben. Neu ist dabei die Feststellung der Verfasserin, dass zwischen beiden Männern eine erbitterte Rivalität herrschte. Die kurzen Ausführungen über die Druckerei der Jesuiten und ihre publizistischen Aktivitäten sind inzwischen durch die umfangreiche Untersuchung von Markus W. E. Peters weitgehend überholt.¹

Murzakus Arbeit bietet die erste zusammenfassende Darstellung über das Wirken der Jesuiten in Albanien. Sie ist mit Zuneigung geschrieben und würdigt die Rolle der Jesuiten, die nach Albanien kamen, um dort den christlichen Glauben zu bewahren, die aber auch durch Erforschung von Sprache, Geschichte und Kultur zum Fortschritt des albanischen Volkes beitragen wollten.

Auf einige kleinere Ungenauigkeiten und Irrtümer sei noch hingewiesen: Die Behauptung, durch das Gesetzbuch des Zaren Stefan Dušan seien katholische Gottesdienste verboten und katholische Albaner, die sich weigerten zur slawischen Orthodoxie überzutreten, mit der Todesstrafe bedroht worden, stimmt nicht. Murzaku beruft sich dabei auf eine etwas fragwürdige Quelle, nämlich auf eine Schrift des albanischen Publizisten und Politikers Faik Konica (43). Unrichtig bzw. ungenau sind auch die Ausführungen über die albanische Alphabetfrage: In Skutari bestanden zwei von Klerikern getragene Vereinigungen, die unterschiedliche Alphabete für die albanische Sprache propagierten. Die „Bashkimi“ (Union) genannte Gesellschaft unter der Leitung des Mirditenabtes Prenk Doçi befürwortete ein Alphabet, das für die spezifisch albanischen Laute Doppelkonsonanten vorsah, bei denen das zweite Glied stets ein „h“ war (dh, th usw.). Die von dem Ex-Jesuiten Ndre Mjeda geleitete Gesellschaft „Agimi“ (Morgenröte) trat für ein Alphabet ein, das für jeden Laut einen eigenen Buchstaben hatte und diakritische Zeichen verwendete. Die österreichisch-ungarische Regierung unterstützte zuerst das Alphabet von Doçi, dann das von Mjeda; die Jesuiten hielten sich wahrscheinlich bewusst aus diesem Streit heraus (139). Dem 7. Band von „Illyricum Sacrum“ folgte nicht wahrscheinlich, sondern tatsächlich ein 8. Band (Venedig 1819), der die Geschichte der Erzdiözese Skopje enthielt. 1910 erschien in Split, herausgegeben von Frane Bulić, sogar noch ein 9. Band, der Ergänzungen und Korrekturen enthielt. Das Gesamtwerk wurde 2004 in Prishtinë nachgedruckt (253). In einem englischsprachigen Werk hätte die Verwendung albanischer Namensformen für Ortschaften, die außerhalb Albaniens liegen, vermieden werden sollen: Tivar (für Antivari, Stari Bar) und Ohër (für Ohrid) wird man auf keiner nichtalbanischen Karte finden.

Pullach

Peter Bartl

¹ Der älteste Verlag Albaniens und sein Beitrag zu Nationalbewegung, Bildung und Kultur. Die „Buchdruckerei der Unbefleckten Empfängnis“ zu Shkodra (1870-1945). Hamburg 2007.

Lothar HÖBELT, Franz Joseph I. Der Kaiser und sein Reich. Eine politische Geschichte.

Wien: Böhlau 2009. XII, 171 S., ISBN 978-3-205-78316-9, € 19,90

Literatur zur politischen Geschichte der Habsburgermonarchie im 19. und 20. Jh. ist wahrlich keine Mangelware. Insofern kann man die Frage stellen, wozu Lothar Höbelt eine weitere politische Geschichte der Zeit zwischen 1848 und 1918 verfasst hat, noch dazu eine derart knapp gehaltene. Im Vorwort findet man hierauf eine erste Antwort, wenn er auf zwei bedeutsame mehrbändige Werke über Franz Joseph und seine Zeit verweist, um daran mit dem Statement anzuschließen, dass sein eigenes Buch ausdrücklich nur eine „Skizze der politischen Geschichte dieser Zeit auf möglichst knappem Raum“ liefern soll (VII). Verbunden mit dem Hinweis auf das in seinen Augen zentrale Problem der Habsburgermonarchie, nämlich „ihr Charakter als Vielvölkerstaat“ (ebd.), und der Benennung seines eigenen, funktionalistischen Ansatzes, der darauf abzielt zu fragen, wie dieses Vielvölkerreich denn eben funktioniert habe, wird klar, was Höbelt auf nicht ganz 200 Seiten leisten möchte: die Innenpolitik, vor allem die Regierungspolitik und die Rolle des Kaisers in dieser zu beleuchten. Sieht man von den Jahren 1848/1849 und 1866/1867 ab, dann steht der cisleithanische Reichsteil im Vordergrund seines Interesses, ohne aber den ungarischen Reichsteil aus den Augen zu verlieren.

Zehn Kapitel und ein Resümee nebst einer Nationalitätenstatistik, einer Auflistung der Ministerien der Ära Franz Josephs, einer Auswahlbibliographie und einem Personenregister führen den Leser in die Regierungskunst des Kaisers und die (meist innen-)politische Geschichte seines Reiches ein. Ganz auf den Kaiser ausgerichtet, beginnt das erste Kapitel mit dem Jahr 1848, und das Fehlen jedweder Beschäftigung mit Kindheit und Jugend Franz Josephs macht deutlich, dass Höbelt an der Abfassung einer weiteren Kaiserbiographie wahrlich nicht interessiert ist. In „1848: Kollaps oder Revolution“ (1-12) stellt der Autor die Frage, ob es eine Revolution in Österreich bzw. das Kaisertum Österreich überhaupt gegeben habe. Diese beiden Fragen nutzt Höbelt für eine grundlegende Darstellung der Ereignisse von 1848/1849, wobei er schon hier die vielen Nationen des Habsburgerreiches in den Fokus seiner Betrachtung rückt. Der Faktor Nation war, neben ständischer und religiöser Zugehörigkeit, einer von dreien, deren Verhältnis zu-, aber auch untereinander stets aufs Neue auszubalancieren war, so dass eines der Elemente der kaiserlichen Regierungskunst darin bestand, eine „wohltemperierte Unzufriedenheit“ (5) aufrechtzuerhalten, die zwar keine Gefahr für den Bestand des Reiches darstellte, dem Kaiser aber dennoch die Möglichkeit bot, immer wieder die Partner zu wechseln oder gegeneinander auszuspielen.

Im zweiten Kapitel beschäftigt sich der Autor mit „Neo-Absolutismus‘ und Modernisierungsdiktatur“ (13-25). Diese Modernisierungsdiktatur war vor allem eine des Westens gegen den Osten, „Ungarn und Polen waren suspekt; sie wurden mit deutschen, aber auch tschechischen Beamten beglückt“ (17), die dann als „Bach-Husaren“ bekannt wurden. Gerade Ministerpräsident Bach beklagte das Fehlen eines wirklichen Staatsapparats, den zu schaffen er angetreten war. Ferner fehlte eine konservative Partei, welche die Monarchie per se unterstützen konnte, und die Finanzmisere des Reichs nebst einer unglücklichen Außenpolitik, wie sie in Kapitel 3 „Die kleinste Großmacht: Isolation oder Blockpolitik?“

(27-42) beschrieben wird, machte die Einbeziehung bisher abgelehnter Formen der Regierung immer nötiger. „Der Zickzackkurs zur Verfassung“ (43-56), wie das vierte Kapitel betitelt ist, war nötig geworden, als man erkannte: „Das Kapital ist leider konstitutionell!“ (46). Das Oktoberdiplom 1860 und das Februarpatent 1861 werden ausführlich behandelt und von Höbelt als Reaktionen auf Solferino im Sinne einer „unmittelbaren Krisenbewältigung“ (44) interpretiert; der ungarische Widerstand gegen diese zwar die Macht des Kaisers einschränkenden, doch weiterhin einen einheitlichen Gesamtstaat voraussetzenden Verfassungsentwürfe beschreibt der Verfasser als Wetterleuchten der Doppelmonarchie.

So lautet denn auch das Kapitel 5 „Von Großösterreich zur ‚Doppelmonarchie‘“ (57-70), und hier zieht Höbelt ein interessantes Fazit. Zwar habe der Zerfall der Reichseinheit auch ein Ende der parlamentarischen Einheit bedeutet, was insbesondere die Budgetpolitik erheblich verkomplizierte, zugleich aber sei in einigen Bereichen, nämlich der Außen- und der Militärpolitik, die sich nun in der Hand des Kaisers befanden, eine Stärkung der einheitlichen Linie zu bemerken gewesen, waren diese beiden Bereiche der Kontrolle durch die Parlamente doch bewusst entzogen worden. Nun konnten sich auch in den Reichsteilen eigenständige Parteienstrukturen etablieren. Leider wird „Das asymmetrische Parteienspektrum: Kulturkampf und Nationalitätenkonflikt“ (71-88) in diesem sechsten Kapitel lediglich für die cisleithanische Reichshälfte untersucht. Dessen Kennzeichen war laut Höbelt die angesprochene Asymmetrie, da lange Zeit nur bei den deutschsprachigen Parteien eine ideologische Ausdifferenzierung zu beobachten war. Der Kampf gegen das Konkordat (72) steht dabei zunächst im Vordergrund, auch das Reichsvolksschulgesetz von 1868/1869 (73) findet Beachtung, und mit der Aufgabe des Konkordats 1870 waren die Liberalen am Ziel, wurden nun aber mit einem politischer werdenden Katholizismus konfrontiert. Zusätzlich zu dieser weltanschaulichen Differenzierung gab es auch eine nationale, wie dies die Nationalliberalen veranschaulichen, und längst nicht überall konnte jede parteipolitische Strömung Fuß fassen – so blieb Deutsch-Böhmen für die Katholisch-Konservativen stets ein schwieriges Pflaster (75).

„Politik und Ökonomie: Nachzügler oder Aufholjagd?“ (89-103) ist die Frage, die das siebte Kapitel dominiert. Der Kontinentalstaat Österreich-Ungarn mit seinen beschränkten Möglichkeiten, am internationalen Warenaustausch über natürliche Verkehrswege wie schiffbare Flüsse teilzunehmen, der nach wie vor vorherrschende Charakter eines Agrarstaates, der Börsenkrach von 1873 und die Modernisierungsanstrengungen in den Bereichen Bildung und Industrie werden thematisiert. Für die politische Geschichte des Kaiserreichs sind dies unerlässliche Faktoren, doch trägt dieses Kapitel wenig dazu bei, die Grundzüge der politischen Entwicklung zu erhellen.

Dafür zeigt Höbelt im achten Kapitel, „Konkordanzdemokratie und autoritäres Regime“ (105-118) betitelt, dass die Badeni-Krise, die gemeinhin mit der Verwendung der Obstruktion als politischem Mittel den Beginn vom Ende des cisleithanischen Parteiensystems markieren soll, auch völlig anders gesehen werden kann. Für ihn stellt die Obstruktionstaktik eine Art „nationales Veto“ (113) dar, woraus sich eine für das Reich typische Regierungsform entwickelt habe. Gelegentlich sei die Obstruktion sogar bestellt worden, wenn es politisch ratsam erschien, insbesondere von Franz Ferdinand, wofür sich der Name „Trinkgeldobstruktion“ (114) eingebürgert habe.

Das neunte Kapitel (119-137) ist der ungarischen Reichshälfte gewidmet. „Hegemonie mit Ablaufdatum“ beginnt sogleich mit einem interessanten Satz: „Habsburg-Kitsch und Habsburg-Kannibalismus sind sich in einem Punkt vielfach einig, nämlich darin, die für alle Zeitgenossen so überraschende Erfolgsgeschichte der Franz-Joseph-Ära zu ignorieren, was Ungarn betrifft“ (119). Liest man dieses Kapitel, muss man sich über Höbelts Meinung eher wundern, denn mag er auch dem Leser die politische Geschichte Ungarns als Erfolgsgeschichte darstellen – die Nationalitätenproblematik nimmt, wenn auch verteilt auf mehrere Abschnitte, breiten Raum ein (124f., 134-137) und konterkariert dieses Bild doch erheblich. Daher wird der Streit der Nationen zu guter Letzt heruntergespielt – „Im Vergleich zu Rumänien wurde die südslawische Frage überschätzt“ (134) ist nur ein Beispiel dafür, wie in einem Satz etwas beiseite geschoben wird, das die Publizistik und die Innen- wie Außenpolitik jener Jahrzehnte entscheidend beherrschte.

„Die ‚Urkatastrophe‘: Österreich-Ungarn und der 1. Weltkrieg“ (139-152) beschließt die eigentliche Skizze. Neben einem kurzen Abriss des Kriegsvor- und -verlaufs ist Höbelts Feststellung, dass der Krieg eine Intensivierung und Verdichtung der Staatstätigkeit, wie sie bis dahin nicht durchsetzbar gewesen war, möglich machte, der zentrale Teil des Kapitels.

Noch einmal fasst Lothar Höbelt seine Thesen im Resümee zusammen, das er „Der Kaiser und seine Völker“ (153-159) nennt. Deutlich wird, dass „Kakanien“ für Höbelt kein Völkerkerker war, sondern ein auf seine spezifische Art funktionierendes Staatssystem, das erst mit dem Ausbruch des Weltkriegs in Frage gestellt und schließlich von innen ebenso wie von außen zerstört wurde. Die Nachfolgestaaten des Habsburgerreiches, die mit Ausnahme der Tschechoslowakei allesamt in autoritären Regimen endeten, haben aufgrund des Zusammenfalls von Nation und Staatlichkeit für diesen Weg in die Diktatur die besten Voraussetzungen geboten.

Der Band liest sich aufgrund der Dichte des dargebotenen Materials nicht einfach. Auch ist er als einführende Lektüre ungeeignet – zu viel an Namen und Sachverhalten wird vorausgesetzt und nirgendwo erläutert; ganze Regierungen werden innerhalb weniger Zeilen abgehandelt. Hier liegt allerdings auch die Stärke des Buches. Statt sich in den Details einzelner Regierungen oder der Betrachtung des kaiserlichen Aktenstudiums zu verlieren, lässt Höbelt die fast sieben Jahrzehnte währende Herrschaftszeit Franz Josephs mit dem klaren Fokus auf die Innenpolitik Revue passieren. Kontinuitäten im politischen Handeln des Kaisers werden so sichtbar, die Brisanz der ungarischen Frage für das Reich eindrucksvoll unterstrichen, und die immer schwieriger werdende Balance zwischen Cis- und Transleithanien einerseits und den jeweiligen Nationalitäten andererseits, die permanenter Nachjustierung bedurfte, wurde selten so deutlich dem Leser vor Augen geführt wie hier.

Wie kann also das Fazit lauten? Lothar Höbelt legt eine äußerst knapp gehaltene, sehr dichte Studie zur „Regierungskunst“ von Kaiser Franz Joseph vor, die einem mit dem Ablauf der Geschichte vertrauten Leser eine neue, zeitgeraffte Perspektive auf die politische Geschichte des Habsburgerreiches erlaubt. Zwar ist die Nationalitätenproblematik hierbei zu kurz gekommen bzw. als nicht zentral interpretiert worden, doch kann das Buch insgesamt als anregende und vor allem die eigentümliche Dynamik dieses Staatswesens präzise beschreibende Studie nur gelobt werden.